

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **173 (2005)**

Heft 26

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Kirchen- Zeitung

WIE GLAUBEN VERLOREN GEHT

Einmal grundsätzlich gefragt: Wie entstehen denn eigentlich die Zweifel am Glauben? Ist es persönliche Entwicklung, sind es angesammelte Erfahrungen, die mich aus den Kinderschuhen des Glaubens langsam aussteigen lassen? Oder ist es das Milieu, das ich wechsle und das den Glauben nicht mehr begünstigt, das geistige Ambiente, der Druck einer Mehrheit?

Wer möchte leugnen, dass wir in grossem Masse davon abhängig sind, was in unserer unmittelbaren Umgebung geglaubt wird. Oder sind es Ausfälle an positiven Erfahrungen, intellektuelle Schwierigkeiten, die uns gedanklich mit dem Auferstehungsglauben nicht ins Reine kommen lassen? Sind es wirklich Argumente, reale Fragen und Zweifel?

Was das Letztere betrifft, vermute ich, dass es nicht der Fall ist. Wer sich seinen Zweifeln ehrlich stellt, an Antworten wirklich interessiert ist,

der wird sie finden. «*Wer anklopft, dem wird aufgetan*», das ist die Zusicherung, die uns im Neuen Testament gegeben ist. Gewöhnlich sind es wenige, die sich den Glauben durch Argumente ausreden lassen. Meistens sind es andere Gründe, etwa geistige Trägheit und Bequemlichkeit. Man lässt sich einfach gehen, wird schlampig, sorgt sich zu wenig darum, dass der Glaube genährt wird und wachsen kann. Man wird nachlässig im Kirchenbesuch, faul in der Weiterbildung, uninteressiert am Glaubensgeschehen.

Thomas war nicht dabei, als der Herr den Jüngern erschien. War er ein Einzelgänger und ist dadurch zum Zweifler geworden? Unabhängig davon, wie es dazu kam: Dadurch, dass Jesus ihn in seine Nähe lässt, ihn die Wundmale zu berühren einlädt (ob er es schliesslich getan hat, wissen wir nicht), wird der Glaube von Thomas gegründet und gestärkt. Er wird aber auch erneut in diese Gemeinschaft eingegliedert und es ist diese werdende Gemeinschaft, diese beginnende Kirche, in der der Glaube des Einzelnen getragen wird. Allein auf sich gestellt und den Zweifeln ausgesetzt, geht er leicht verloren. Der Glaube des Einzelnen wird durch den Glauben aller gestärkt.

Der heilige Thomas bleibt für uns Trost und Vorbild für unseren Glaubensweg. Millionen von Zweiflern werden ihm noch folgen. Viele, die sich im Glauben schwer tun und immer wieder zurückfallen, werden sich an seinem Beispiel aufrichten. Wie es der Papst Gregor der Grosse sagte: «Mehr als der Glaube der gläubigen Jünger hat uns (den Zweifelnden) die Ungläubigkeit des Thomas zum Glauben geholfen.»

Hans Schaller

521
HL. THOMAS

522
BERUFUNG

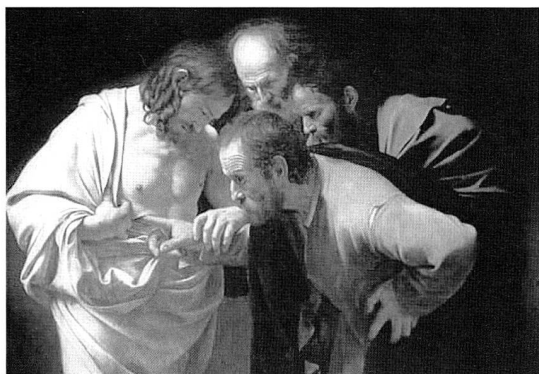
523
LESEJAHR

527
KIPA-WOCHE

532
ALPHALIVE
IM GESPRÄCH

535
AMTLICHER
TEIL

Die Kirche feiert das Fest des Apostels Thomas seit der Liturgiereform von 1970 am 3. Juli (Bild: Thomas berührt Jesu Wundmale, von Michelangelo Merisi da Caravaggio).



WARUM BETEN UM MEHR PRIESTER, WENN ES DOCH SO EINFACH WÄRE?

Das Jahr der Priesterberufungen ist verbunden mit dem Aufruf an alle Diözesen und Pfarrgemeinden, nicht nur ein Klima zu fördern, in dem Priesterberufungen erkannt und angenommen werden, sondern auch um solche Berufungen zu beten. Nicht selten hört man in diesem Zusammenhang den Einwand: Es fällt mir schwer, für Priesterberufungen zu beten, weil die Kirche doch ganz leicht aus eigener Kraft zu viel mehr Priester kommen könnte, wenn sie nur wollte und ein paar Kirchengesetze ändern würde. Ist dies nicht sogar ein Missbrauch des Gebetes? Müsste nicht zuvor das Menschen- bzw. Kirchenmögliche getan werden, bevor man den Himmel bestürmt? Die folgenden Ausführungen versuchen zu zeigen, warum sich der Kirche diese Art von Problemlösung nicht so einfach bietet und weswegen es auch nicht nur darum geht, ein paar «Kirchengesetze» zu ändern.¹

Zum Thema Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen

Der erste Ratschlag an die Kirche betrifft in aller Regel die Verknüpfung des Weltpriesterdaseins mit der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen, den Zölibat also bzw. die Zölibatsverpflichtung. Würde die Kirche auf die Koppelung von Ehelosigkeit und Weltpriestertum verzichten und den Zölibat freistellen, würden sich sofort mehr Kandidaten melden, und mit den in ihr Amt zurückkehrenden «laisierten» Priestern (wobei man sich über die Rückkehrmodalitäten natürlich eigens Gedanken machen müsste) hätte die Kirche mit einem Schlag alle Sorgen los, freie Pfarrstellen zu besetzen. Der Zölibat berührt einen äusserst sensiblen Bereich und es liegt mir fern, all denen, die sich mit grossem Ernst und kirchlichem Verantwortungsbewusstsein für die Entkoppelung von Zölibat und Weltpriestertum einsetzen, fehlenden Glaubensmut oder Laxismus zu unterstellen. Dass aufgrund eines Missverhältnisses von vorhandenen Priestern und Pfarrgemeinden die Feier des Sonntags nicht überall mit der Eucharistie begangen werden kann, ist ein äusserst besorgniserregender Notstand, der keinen der Verantwortlichen in Ruhe lassen darf.²

Um es gleich vorweg zu sagen: beim Zölibat handelt es sich tatsächlich um einen Aspekt der Kirchendisziplin, um ein Kirchengesetz und nicht um einen dogmatisch-lehrhaften Sachverhalt. Die katholische Kirche kennt denn auch in den unierten Ostkirchen einen verheirateten Klerus, und selbst in der römisch-katholischen Kirche trifft man hin und wieder auf Pfarrer mit Familie. Zumeist handelt es sich um ehemals evangelische Pastoren, die sich nach

ihrer Konversion um die Priesterweihe bewarben. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht von einer «Angemessenheit in vielfacher Hinsicht» der zölibatären Lebensform für die Weltpriester.³ Worin ist diese hohe Angemessenheit begründet?

Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen

Die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ist die Lebensform Jesu, und sie ist als solche Ausdruck von Jesu Reich-Gottes-Verkündigung. Es geht dementsprechend bei der Lebensform der Ehelosigkeit in der Nachfolge Jesu im Priester- oder Ordensstand nicht einfach nur um das Befolgen einer Weisung oder Lehre Jesu, sondern um ein Element der existentiellen Gleichgestaltung mit ihm. Dass diese Lebensform Jesu «auf Unverständnis stossen kann», wie Pfarrer Robert Trottmann sich ausdrückt,⁴ ist eine zu schwache Formulierung. Nach Auskunft des Münchener Neutestamentlers Joachim Gnllka überliefert uns der so genannte «Eunuchenspruch» in Mt 19,12⁵ authentisch Jesu Antwort auf den Spott, aber auch den Vorwurf seiner Gegner, durch die Ehelosigkeit dem Gebot Gottes zur Zeugung von Nachkommenschaft (vgl. Gen 1,28) und zur Vermehrung des messianischen Gottesvolkes zuwider zu handeln.⁶ Jesu Lebensform in Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit kann

¹ Nicht eigens thematisiert, sondern vorausgesetzt wird dabei die Glaubensüberzeugung von der in Taufe und Firmung begründeten Berufung aller Gläubigen zur Heiligkeit und der Berufung und Befähigung aller Getauften, Frauen und Männern, zum Zeugnis für das Evangelium in der Welt.

² Freilich sollte auch bedacht werden, dass man nicht einfach nur vom «Priestermangel» reden sollte. Ist der so genannte Priestermangel nicht auch ein Symptom für einen tiefer liegenden Mangel an Glaubenssubstanz und an Gläubigen?

³ Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret über Dienst und Leben der Priester «Presbyterorum ordinis», Art. 16.

⁴ Robert Trottmann: Wortmeldung «Plädoyer für eine umfassendere Berufungspastoral», in: SKZ 173 (2005), Nr. 25, 515–518, hier 515.

⁵ «Manche sind von Geburt an zur Ehe unfähig, manche sind von den Menschen dazu gemacht und manche haben sich selbst dazu gemacht – um des Himmelreiches willen. Wer das erfassen kann, der erfasse es.»

⁶ Joachim Gnllka: Jesus von Nazaret. Botschaft und Geschichte (= HThKNT Suppl.-Bd. 3). Freiburg 1990, 178 f.: «Jesus hat ehelos gelebt, auf die Gründung einer eigenen Familie, auf Frau und Kinder verzichtet. Innerhalb des zeitgenössischen Judentums musste dieses Verhalten anstößig, schockierend wirken. [...] Wiederum ist der vom Gewohnten sich abhebende Lebensstil auf die Gottesherrschaft gerichtet. Der Verzicht auf Ehe und Familie erfolgt nicht um eines asketischen Ideals willen, auch nicht um die Gottesherrschaft zu erlangen, sondern um ungeteilt und mit allen Kräften für die Basileia wirken zu können. Sie erfolgt auch um der Menschen willen. Jesus schenkte seine Liebe gerade auch jenen, in die sich niemand verliebte.»

SAAT UND ACKER

15. Sonntag im Jahreskreis: Mt 13,1–23 oder 13,1–9

Nach dem Jubelruf Jesu (11,25) wird das Verstehen der Jünger und Jüngerinnen und das Nichtverstehen des Volkes thematisiert. Die dritte Mt-Rede ist kunstvoll in zwei Hauptteile mit je vier Gleichnissen (Sämann, Unkraut, Senfkorn, Sauerteig – Schatz, Perle, Fischnetz, Hausherr) aufgebaut. Die von Jesus verkündete Botschaft vom Himmelreich wird darin Gegenstand der Reflexion.

Der Kontext

Die Gleichnisrede folgt den Konflikten mit Schriftgelehrten und Pharisäern (12,38–45) und Verwandten Jesu (12,46–50 = Mk 3,31–35) und ist aus verschiedenen Quellen komponiert (Mk, Q, Sondergut). Das Reden in Gleichnissen ist bei Mt neu (anders Mk 3,23). Nach der Einleitung (13,1–2) folgt das Gleichnis von der Saat, das in Volksfrömmigkeit und Predigt über Jahrhunderte unterschiedlich ausgelegt wurde. Dem eigentlichen Gleichnis (13,3–9) folgt der lange Mittelteil über die Geheimnisse des Himmelreiches, über Nichtverstehen und Verstehen (13,10–17) und die Deutung (13,18–23). In der Auslegungsgeschichte war die paränetische und allegorische Deutung bestimmend (13,18–23). Der düstere Grundton vom dreifachen Scheitern wurde warnend betont (Luther fand das Gleichnis «satis terribilis»; andere betonten die Schuld der Seele/Erdeich am geringen Erfolg). Irenäus verband den unterschiedlichen Ertrag mit den Wohnungen im Haus des Vaters und den Stufen der Vollkommenheit; der Sämann wurde christologisch gedeutet (Cyrill v. Alexandrien); sein «Ausgehen» trinitarisch als Ausgang des Sohnes vom Vater (Thomas v. Aquin); der ausgesäte Same als Wort Gottes, das wahr bleibt, auch wenn es keine Früchte trägt – zum Trost für den am Erfolg der Aussaat zweifelnden Prediger. Die neuere Exegese sprach von Kontrastgleichnis (13,1–9: grosser Ertrag trotz Misserfolgen) und Gemeindedeutung (13,18–23).

Der Text

«An jenem Tag» (13,1) verbindet die neue Szene mit der vorausgehenden: Jesus verlässt das Haus und geht zum See (13,36: Szenenwechsel vom See zum Haus). Neu wird die Volksmenge eingeführt und zweimal das Sitzen Jesu erwähnt (13,1–2; Parallele zur Bergpredigt!). Der See ist Ort der Jüngerberufungen (4,18). Jesus steigt in ein Boot, was die Erinnerung an die Sturmstillung wachruft (8,23–27) und eine Distanz zur Volksmenge schafft (wie 14,13; 15,39). Ob die Jünger mit Jesus im Boot sind, bleibt offen. Das Stehen des Volkes erinnert an das «Draussenstehen» der Familie Jesu (12,46), das Sitzen Jesu betont den Lehrer (in der Antike in der Regel sitzend; wie 5,1; 15,29). Erstmals redet Jesus zum Volk in

Gleichnissen. Das eigentliche Gleichnis nennt einen Bauern, der einen Acker besät (13,1–9). Vieles bleibt offen: Qualität des Bodens, Wetter, ob Fröhsaat im Herbst oder Spätsaat im November (vor dem ersten Regen), ob der Acker gepflügt ist oder nicht. Die Humusschicht über felsigem Grund ist dünn, das Säen in die Dornen (verdorrte Dornpflanzen des Vorjahres? untergepflühtes Unkraut?) ist Schuld des Säenden (Jer 4,3: «Nehmt Neuland unter den Pflug und sät nicht in die Dornen!»). Was auf gutem Boden an den Ähren wächst, ist realistisch (4-zeilige Ähren mit 15–40 Körnern). Mt bricht aber den Kontrast durch die absteigende Reihe (100, 60, 30; wie 25,15: 5,2,1 Talent). Das Interesse liegt auf Saat und Acker (der Sämann verschwindet). Der Sinn des ursprünglichen Gleichnisses ist umstritten (Ermütigung, dass das Gottesreich zum Ziel kommt? Meditation Jesu über Erfolg/Misserfolg seiner Verkündigung?).

Nach dem Weckruf (13,9: «Wer Ohren hat, höre!») kommen die Jünger zu Jesus (im Boot?) und fragen nach dem Grund der Parabelrede (13,10). Jesu Antwort reisst einen Graben auf zwischen «jenen» (Volk) und «euch» (Jünger und Jüngerinnen). Die «Verstossung» der (bis jetzt treu zuhörenden) Volksmenge spiegelt die geschichtliche Erfahrung der Mt-Kirche: Ablehnung in Israel und Trennung vom eigenen Volk. Die «Geheimnisse des Himmelreiches» umfassen den ganzen Reichtum der Lehre Jesu und erinnern an die Offenbarung des Sohnes (11,25–27). Das «Erkennen» umfasst ethische Mahnungen wie eschatologische Dimension (Leitwort der Endzeitrede 24,32–50!) und ist jenen geschenkt, die das Wort aufnehmen. Das Sprichwort «wer hat, dem wird gegeben» begründet die Perspektive: Das Geschenk ist kein ruhender Besitz, das anfängliche Verstehen muss wachsen, der Überfluss wird in der «Freude des Herrn» enden (25,21.23). Was wird dem genommen, der «nicht hat»? Bei Mt ist es der Verlust der Erwählung (21,43: Das Gottesreich wird einem andern Volk gegeben, das Früchte bringt). Mit dem Schriftzitat (Verstockungswort Jes 6,9f.) deutet Mt den Weg der Erwählung von Israel zu den Heiden als in der Schrift vorhergesagt: Die verschlüsselte Rede ist Antwort auf das Nichtsehen und Nicht-hören Israels.

In abruptem Wechsel von Ton und Inhalt folgt die Seligpreisung der Jünger und Jüngerinnen (13,16: «ihr aber»). Sie sahen die Krankenheilungen (11,4) und hörten die Verkündigung des Evangeliums, ihr Sehen und Hören machte sie zu Verstehenden (der Tadel am Unverstand der Jünger Mk 4,13 entfällt). «Amen, das sage ich euch: viele Propheten und Gerechte sehnten sich danach»: Mt ersetzt «Könige» (Lk 10,24) durch Gerechte, in Entsprechung zur Gemeinde (vgl. 10,41).

Die Deutung des Gleichnisses (13,18–23) benützt stehende Metaphern (häufig in allegorischen Deutungen apokalyptischer Visionen). Das Säen des Wortes als Samen war im Griechischen häufig, doch Mt vermeidet die Identifikation des Samens mit dem Verkündigungswort; vielmehr sind es die Menschen, die das Wort hören (jüdische Bilder sprechen von Gott, der sein Volk bzw. die Menschen in die Welt pflanzt). Bei Mt ist der Einzelne im Blick, der das «Evangelium vom Reich» (4,23; 9,35) hört. Das Bild vom Teufel als Vogel (13,19), der sich an Neubekehrte heranmacht, war vertraut, ebenso der Weise, der im Gegensatz zum Gottlosen wie ein Baum in festem Grund wurzelt (Jer 17,8; Ps 1,3; Sir 40,15: «Die Wurzel des Frevlers liegt auf einem Felsenriff»; Weish 4,3 f.). In den Bildern spiegeln sich Erfahrungen der Gemeinde: Neubekehrte, die «mit Freuden» das Wort annehmen, aber in den Bedrängnissen der Verfolgungen abfallen (13,20f.; vgl. 5,10–12 u.a.). Der Abfall der «Diesseitsmenschen» und der Satan gehören zur Endzeit (24,9 ff.). Im Judentum waren Dornen mit Unheil assoziiert (Jer 12,13: «sie haben Weizen gesät und Dornen geerntet»). Die Warnung vor dem trügerischen Reichtum und die Sorge darum ist zentrales Anliegen in Mt (6,19–31). Endlich gibt es jene, die Jesu Lehre verstehen und in ihrem Tun Frucht bringen.

Das Gleichnis vom vierfachen Acker stellt selbstkritische Fragen an die Kirche: In ihr gibt es Menschen, die das Wort Jesu nicht berührt oder die es verkümmern lassen; das Nichtverstehen Israels soll sie warnen und aufrütteln.

Marie-Louise Gubler

Die Autorin: Dr. Marie-Louise Gubler unterrichtet am Lehrerinnenseminar Menzingen Religion und am Katechetischen Institut Luzern Einführung und Exegese des Neuen Testaments.

Bei Mt ist die Parabel öffentlich an das ganze Volk gerichtete Rede, deren Verstehen nur in der Jüngerschaft geschieht. Das hebräische «maschal» bedeutet Bildwort, Spruch, Fabel, Sprichwort, Rätsel; in der griechischen Rhetorik meint «parabole» Vergleichung, Gleichnis. Mehr als ein Drittel der Jesusworte im NT sind Gleichnisse. Sie erschliessen Neues, fordern zum Nachdenken heraus, ermöglichen durch Verfremdung Identifikation mit dem Erzählten und spielen Möglichkeiten zu, sein Handeln in Freiheit zu ändern.

BERUFUNG

nur verstanden werden als ein ganzheitliches, Leib und Seele umfassendes Zeugnis für die Grösse der Gottesherrschaft, die heraufzuführen er gekommen war. Die Ehelosigkeit ist dabei nicht isoliert, sondern ist in Einheit zu sehen mit Jesu Armut und seinem Gehorsam zum Vater. Diese seine Lebensform als ganzheitliches Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft erwartete Jesus auch von denjenigen seiner Jünger, die er in seine besondere Nachfolge berief.

Wenn auch der «Eunuchenspruch» nur bei Matthäus überliefert ist, so wissen doch alle Evangelisten um Jesu radikale Nachfolgeerwartung an die Jünger im engeren Kreis, die bei Lukas mit den Aposteln identifiziert werden. Wenn sie «alles verlassen» sollen (und alles verlassen haben; vgl. Mk 10,28⁷; Mt 19,27; Lk 18,28), dann schliesst das die eigene Familie mit ein.

Das Neue Testament enthält darüber hinaus weitere Zeugnisse für den sich entwickelnden Brauch, dass der Priester ehelos lebt um des Himmelreiches willen in Angleichung an die Lebensform Jesu. So lebt zum Beispiel Paulus zölibatär (1 Kor 7,7). Der Erste Timotheusbrief, der bereits die Situation der zweiten und dritten Generation dokumentiert, lässt die Erwartung erkennen, dass der Bischof und der Diakon enthaltsam leben können. Man spricht in der historischen Forschung von einer Entwicklung hin vom ursprünglichen «Enthaltensamkeitszölibat» zum «Ehelosigkeitszölibat».⁸ Im Ersten Timotheusbrief ist uns nämlich das Stellenprofil für Bischöfe und Diakone («Bischofsspiegel» und «Diakonenspiegel»: 1 Tim 3,1–13) überliefert. Es heisst dort, dass der Episkopos und der Diakonos Mann nur einer Frau sein soll, «einmal verheiratet». Man hat dies gerne nicht nur im Sinne der Vorbildfunktion der Bischöfe und Diakone verstanden, sondern auch im Sinne einer Eheverpflichtung der Amtsträger in der frühen Kirche gedeutet. Neuere Forschungen haben herausgearbeitet, dass diese Aussagen wohl einen anderen Sinn haben. Sie schliessen nämlich alle Kandidaten aus, die nach dem etwaigen Tod der ersten Frau ein zweites Mal geheiratet haben und auf diese Weise zu erkennen gaben, dass sie nicht enthaltsam und damit unverheiratet leben können. Von den Bischöfen und Diakonen zur Zeit der Pastoralbriefe (um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert) wurde also bereits der Enthaltensamkeitszölibat erwartet. Wir kennen aus der Kirchengeschichte zahlreiche Beispiele, in denen verheiratete Männer das Bischofsamt übernahmen und sich dann einvernehmlich von ihren Frauen, die sich beispielsweise einer klösterlichen Gemeinschaft angeschlossen, trennten.

Sexualität als Grundbedürfnis

Immer wieder wird die Aufhebung der Zölibatsverpflichtung auch mit dem Argument begründet, die Sexualität sei wie die «Nahrung» ein Grundbedürfnis des Menschen, dessen Befriedigung man ihm nicht

vorenthalten dürfe. Gewiss darf man die geschlechtliche Dimension in ihrer Bedeutung für den Menschen nicht bagatellisieren. Immerhin hat der Schöpfer den Fortbestand der Menschheit mit der gegenseitigen Anziehung der Geschlechter und der gegenseitigen Hingabe von Mann und Frau aneinander verknüpft. Tatsächlich ist der Verzicht auf die eheliche Liebe und die Gründung der eigenen Familie keineswegs etwas «Natürliches», sie kann nur «übernatürlich» – in Nachahmung des Beispiels Jesu – begründet und als «übernatürliche» Gnadengabe angenommen werden – und gerade deshalb muss sie immer wieder auch von der Kirche wie auch vom Einzelnen im Gebet errungen werden. Sie ist deswegen aber nicht «unnatürlich». Was wäre sonst mit Menschen, die aus welchen Gründen auch immer (weil sie keinen Partner bzw. keine Partnerin gefunden haben, verwitwet sind, krankheits- oder behinderungsbedingt oder aus anderen Gründen) auf die Erfüllung ihrer Sexualität verzichten müssen? Besteht nicht umgekehrt darin eine wichtige Dimension des freiwillig angenommenen ehelosen Lebens, ein Zeichen der Solidarität zu sein für alle unfreiwillig Ehelosen?⁹

Auf einem Verständnis von Ehe als Ort der geordneten Triebbefriedigung allein ist im Übrigen wohl kaum eine lebenslange eheliche Gemeinschaft aufzubauen. Vielleicht ist ein solche verengte Sichtweise der Ehe mit ein Grund, weswegen heute ja nicht nur die Lebensform der Ehelosigkeit, sondern auch die der Ehe in eine grosse Plausibilitätskrise geraten ist. Jörg Splett hat schon vor Jahren darauf hingewiesen, dass Ehe und Ehelosigkeit in ihrer Wertschätzung miteinander stehen und fallen.¹⁰

⁷ «Da sagte Petrus zu Jesus: Du weisst, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Jesus antwortete: Amen, ich sage euch: Jeder, der um meinetwillen und um des Evangeliums willen Haus oder Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker verlassen hat, wird das Hundertfache dafür empfangen: Jetzt in dieser Zeit wird er Häuser, Brüder, Schwestern, Mütter, Kinder und Äcker erhalten, wenn auch unter Verfolgungen, und in der kommenden Welt das ewige Leben» (Mk 10,28–30).

⁸ Vgl. Stefan Heid: Zölibat in der frühen Kirche. Die Anfänge einer Enthaltensamkeitspflicht (...). Paderborn u. a. 1997.

⁹ Darauf macht im Zusammenhang mit der Ordensexistenz zu Recht aufmerksam Johann B. Metz: Zeit der Orden. Freiburg 1977, 64: «Evangelische Ehelosigkeit ist (für mich) der Ausdruck einer kompromisslosen, keine Versuchung der Einsamkeit scheuenden Sammlung von Sehnsucht nach dem (Tag des Herrn). Sie hat zu tun mit einem radikalen Ergriffensein von und einem ebenso vorbehaltlosen Einstehen für die nahe herbeigekommene Herrschaft Gottes. So aber drängt sie – als Nachfolge – zu den Einsamen und Vereinsamten – und zu denen, die in Resignation und Erwartungslosigkeit eingeschlossen sind. [...] Sie drängt in die Solidarität mit jenen Ehelosen, für die Ehelosigkeit, sprich: Einsamkeit, sprich: (keinen Menschen haben) gerade keine Tugend ist, sondern gesellschaftliches Lebensschicksal; sie drängt zu den in Erwartungslosigkeit und Resignation Eingeschlossenen.» Dies lässt sich mit Verlaub auch auf die Weltpriesterexistenz übertragen. Soll die Kirche von ihren amtlichen Vertretern diese Leidenschaft nicht erwarten dürfen? Vgl. auch Franz Kamphaus: Priester aus Passion. Freiburg 1993.

Freiwilliges Zölibatsversprechen

Man sollte auch nicht behaupten, dass die Weltpriester gewissermassen zu dieser Lebensform gezwungen werden oder der Zölibat in seiner jetzigen Form sei nicht freiwillig (sondern müsste eben erst freigestellt werden). Jeder angehende Priester unterschreibt, dass er diese Lebensform freiwillig übernimmt. Wenn, wie kürzlich berichtet, ein Neupriester nach der Weihe in einem Interview sagt, diese Lebensform gehöre zu dem, «was man halt in Kauf nehmen müsse»¹¹, dann hat entweder die Priesterausbildung versagt oder der Betreffende hat in einer äusserst leichtfertigen und letztlich unverantwortlichen Weise das Zölibatsversprechen abgelegt. Ohne innere Bejahung dieser Lebensform und ohne die Einsicht in die Angemessenheit und Stimmigkeit wird ein Leben in der Nachfolge Christi den mit Sicherheit kommenden Krisen nicht standhalten.¹²

Für die katholische Kirche wäre es gewiss eine Überlegung, ob sie sich nicht der Praxis der Ostkirche anschliessen sollte, deren Pfarrer verheiratet, deren Bischöfe allerdings zölibatär sind. Die Frage stellt sich: Hätte die westliche Kirche einen so vitalen Mönchsstand, dass sie daraus fortan ihre Bischöfe nehmen könnte?

Die Freistellung des Zölibats würde mit grosser Wahrscheinlichkeit zu einer Art von «Pflichtehe» führen. Das zeigt jedenfalls die Entwicklung in den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen, aber auch, wenn dieser Vergleich einmal herangezogen werden darf, im jüdischen Rabbinat. Zu überlegen wäre dann zumindest, ob die dann freiwillig ehelos Lebenden in irgendeiner Form «geschützt» ihre Ehe-

losigkeit leben könnten und nicht von vorneherein in den Verdacht der Homosexualität oder der prinzipiellen Eheunfähigkeit geraten.

Diese Überlegungen setzen schon voraus, dass die Kirche sich entschliessen würde, die Koppelung von Zölibat und Weltpriesterdasein zu lösen. Sie bringen allerdings auch die Gefahr mit sich, dass sie Erwartungen wecken, die unrealistisch sind und dann aufgrund ihrer Nichterfüllung nur umso grössere Frustrationen bei bestimmten Betroffenen hinterlassen.

Der Verbürgerlichung nicht nachgeben

Meines Erachtens ist es dem Evangelium wesentlich angemessener, nach Wegen zu suchen, wie der Zölibat der Weltpriester noch besser mit den anderen evangelischen Räten von Armut und Gehorsam zusammen gedacht und vor allem zusammen gelebt werden könnte. Die Überzeugungskraft und geistliche Fruchtbarkeit von ehrlich und radikal gelebter Nachfolge, wie man sie beispielsweise in Taizé beobachten und erleben kann, berechtigt zu grossen Hoffnungen. Die Kirche und gerade auch die Priester in ihr sollten daraus den Mut schöpfen, der Versuchung nicht nachzugeben, noch weiter zu gehen auf dem Weg der Verbürgerlichung, sondern um ein Leben in grösserer Nähe zur evangelischen Radikalität zu ringen.¹³

Während die Frage nach dem Zölibat der Ebene der Kirchendisziplin angehört, ist die zweite Thematik, nämlich die Frage nach dem Geschlecht des Empfängers des Weihesakramentes, tatsächlich eine dogmatische Fragestellung, insofern sie das Wesen des Sakramentes selbst betrifft.

Die Frage nach dem Frauenpriestertum

Das kirchliche Lehramt hat unter Papst Paul VI. 1976 erstmals – in Reaktion auf die Weihe von Frauen zu Diakonen in der anglikanischen Kirche – festgehalten, dass sich die Kirche nicht ermächtigt sieht, von der Praxis Jesu und der durchgängigen Praxis der Kirche abzuweichen, nur Männern die heiligen Weihen zu spenden.¹⁴ Papst Johannes Paul II. hat dies mit dem Apostolischen Schreiben «*Ordinatio sacerdotalis*» vom 22. Mai 1994 in kurzen Worten bekräftigt: «Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32), dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden», und es wird bekräftigend hinzugefügt, «dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben (*sententiam definitive tenendam*)».¹⁵

Das kirchliche Lehramt stützt sich in seinen offiziellen Aussagen auf das Traditionsargument und verzichtet auf eine systematisch-theologische Erklärung. Allerdings wird schon das Traditionsargument

BERUFUNG

¹⁰ Vgl. Jörg Splett: Zur Antwort berufen. Not und Chancen christlichen Zeugnisses heute. Frankfurt 1984. Ders. und Ingrid Splett: Meditation der Gemeinsamkeit. Aspekte einer ehelichen Anthropologie. Hamburg 3/1996.

¹¹ Vgl. K. Erdmann: Paradoxien der Priesterausbildung, in: GuL 78 (2005), 196–208, hier 207.

¹² Vgl. die Aussage des Psychologen Albert Görres: Psychologische Bemerkungen zur Krise eines Berufstandes, in: D. Henrich (Hrsg.): Weltpriester nach dem Konzil. München 1969, 119–141, hier 133: «Wenn die Theologie und die Gesamtkirche aus Priestern und Laien, vor allem aber wenn der junge Theologe den Sinn und die relative Angemessenheit des Zölibats nicht mehr bejahen kann, dann fallen allerdings psychologische Bedingungen weg, die zu seiner Bewältigung und Fruchtbarkeit unerlässlich sind.»

¹³ Wenigstens in der Anmerkung sei der gerade von evangelischen Freunden immer wieder geäusserte Hinweis vermerkt, dass weder eine verheiratete Geistlichkeit noch die Öffnung des Dienstamtes der Kirche für Frauen zu einer grösseren Lebendigkeit und Glaubenstiefe in den aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Gemeinschaften im Vergleich zur katholischen Kirche geführt haben.

¹⁴ Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre zur Zulassung der Frauen zum Priesteramt «*Inter insigniores*» vom 15. Oktober 1976, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, hrsg. von der deutschen Bischofskonferenz, Nr. 117. Bonn 1994, 9–29.

¹⁵ Ebd., 3–7, hier 6.

BERUFUNG

hin und wieder in Frage gestellt. So soll zunächst ein Blick auf die Praxis Jesu und die Überlieferung der Kirche geworfen werden, bevor dann auch ein systematischer Gedanke entwickelt wird, der den inneren Sachgrund einleuchtend machen will für die Praxis der Kirche.

Jesus hat innerhalb der Schar seiner Jünger einige mit einer besonderen Vollmacht ausgestattet. Sie sollten immer bei ihm sein, auf ihn schauen, von ihm lernen und dann in seiner Vollmacht genau das tun, was er tat (siehe beispielsweise die ersten drei Kapitel des Markusevangeliums). Ihnen gilt in besonderer Weise die Verheissung: «Wer euch hört, der hört mich!» (Lk 10,16). Nach seiner Auferstehung sendet er diese Apostel bis an die Grenzen der Erde, um alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen und das in ihm gewirkte Heil zu vermitteln. Dabei verstanden sich die Apostel als «Sachwalter», ja mehr noch, als Stellvertreter Jesu: «Wir bitten euch an Christi statt: Lasst euch mit Gott versöhnen! [...] Als Mitarbeiter Gottes ermahnen wir euch, dass ihr die Gnade nicht vergebens empfangt», schreibt der Apostel Paulus an die Korinther (2 Kor 5,20–6,1).

Auch ist nicht zu bestreiten, dass Jesus nur Männern in dieser besonderen Weise Anteil an seiner Sendung und Vollmacht gegeben hat. Dies kann nicht daher rühren, dass er sich an damalige Gepflogenheiten gehalten hat oder dass Frauen nicht für «zeugnisfähig» gehalten worden wären.

Die Urkirche

Die Urkirche hat sich bei der Regelung der Nachfolge der Apostel an das Beispiel Jesu gehalten. Angesichts des Ausfalls des Judas sieht sich die junge Kirche vor die Notwendigkeit gestellt, den Zwölferkreis durch eine Nachwahl zu vervollständigen. Obwohl der Evangelist Lukas die Zugehörigkeit der Mutter Jesu und der Frauen zur vorösterlichen Jüngergemeinde betont¹⁶, heisst es hinsichtlich der Kandidatenaufstellung: «Einer von den *Männern*, die die ganze Zeit mit uns zusammen waren, als Jesus, der Herr, bei uns ein und aus ging, angefangen von der Taufe durch Johannes bis zu dem Tag, an dem er von uns ging und (in den Himmel) aufgenommen wurde, – einer von diesen muss nun zusammen mit uns Zeuge seiner Auferstehung sein. Und sie stellten zwei Männer auf [...]» (Apg 1,21–23). Auch beim ersten Schritt der Ausgestaltung des apostolischen Dienstamtes durch die Schaffung des Sieben-Männer-Amtes (seit Irenäus von Lyon dann mit den Diakonen identifiziert) zur Übernahme des «Dienstes an den Tischen» heisst es: «Brüder, wählt aus eurer Mitte sieben *Männer* von gutem Ruf und voll Geist und Weisheit; ihnen werden wir diese Aufgabe übertragen» (Apg 6,3). Auch die in den Pastoralbriefen bezeugte Weitergabe des apostolischen Dienstamtes an die Apostelschüler sieht allein Männer als Kandidaten vor.

Es wird heute auch von Befürwortern der Frauenordination im Grunde nicht mehr bestritten, dass man sich in diesem Anliegen nicht auf eine sei es unterirdisch neutestamentliche oder verborgen kirchengeschichtliche Tradition berufen kann.¹⁷

Soziologische Argumentation

In der Regel wird soziologisch argumentiert. Der Ausschluss der Frauen vom Priesteramt sei gewissermassen ein Zugeständnis an die gesellschaftlichen Verhältnisse der Antike, die sich Frauen in einem solchen religiösen Amt einfach nicht habe vorstellen können. Aber auch dies stimmt nicht, wie Louis Bouyer gezeigt hat: «Hat doch die antike Welt, vor allem, doch durchaus nicht ausschliesslich, die Mittelmeer-Kultur seit den ältesten Zivilisationen bis zum Griechenland und zum Rom der christlichen Zeit weibliches Priestertum neben männlichem gekannt, und zwar in keinerlei Unterlegenheit diesem gegenüber. Und wenn in dieser Hinsicht zur Zeit Christi und der Apostel eine Tendenz zu verzeichnen wäre, so eher im Sinne einer Aufwertung als Entwertung des weiblichen Priestertums. In den Mysterienreligionen, die sich gleichzeitig mit oder kurz nach dem Christentum auszubreiten begannen, und die vor seinem Sieg im 3. Jahrhundert als dessen bedrohlichste Nebenbuhler auftreten sollten, stellt man einen deutlichen Aufschwung weiblichen Priestertums fest, im Zusammenhang mit dem Kult der Muttergottheiten, Göttinnen der fruchtbaren Erde, die sich in solche des künftigen Lebens verwandelten und eines der kennzeichnendsten Merkmale der damaligen Religion waren.»¹⁸

Jesus knüpfte stets am ursprünglichen Schöpfungswillen Gottes an und setzte sich gerade so souverän über diskriminierende Bräuche hinweg. Dies gilt gerade auch noch einmal für seinen unbefangenen und nicht diskriminierenden, sondern höchste Würde zusprechenden Umgang mit Frauen (vgl. Joh 4: Das Gespräch mit der Samariterin am Jakobsbrunnen; oder Lk 8,1–3, wo es heisst, dass Frauen ihn und die

¹⁶ Vgl. Gerhard Ludwig Müller (Hrsg.): *Der Empfänger des Weihesakraments. Quellen zur Lehre und Praxis der Kirche, von den Männern das Weihesakrament zu spenden.* Würzburg 1999, 38 f.

¹⁷ Für den Diakonat hat dies eindeutig festgestellt Hans Jorissen: *Theologische Bedenken gegen die Diakonatsweihe von Frauen*, in: Peter Hünermann u. a. (Hrsg.): *Diakonat. Ein Amt für Frauen in der Kirche – Ein frauengerechtes Amt.* Ostfildern 1997, 86–97, hier 94.

¹⁸ Louis Bouyer: *Frau und Kirche (= Kriterien 42).* Einsiedeln 1977, 12. Und Bouyer fährt fort: «Wenn also das beginnende Christentum trotz seines Widerspruchs gegen vielerlei jüdisches Brauchtum gerade in seiner grosszügigen Öffnung zur heidnischen Umwelt an der biblischen und jüdischen Überlieferung festhielt, dass das Priesteramt ausschliesslich Sache der Männer sei, so gewiss nicht, weil es den Vorurteilen seiner Umgebung nachgab. Vielmehr widersetzte es sich mit Entschiedenheit einer Sache, die in seiner Umgebung als durchaus selbstverständlich betrachtet wurde.»

Bündelung der Kompetenzen in Religionswissenschaft

Universität Freiburg: Veränderungen in Lehre und Forschung über Religion

Mit Rektor Urs Altermatt sprach Walter Müller

Freiburg i. Ü. – Für die 1889 als Hochschule der Schweizer Katholiken gegründete Universität Freiburg ist der Bereich von Theologie und Religion von besonderer Bedeutung. Rektor Urs Altermatt gibt Auskunft über den sich abzeichnenden Wandel der religiösen Dimension in Lehre und Forschung an seiner Universität. Er hält es für wichtig, dass die Universität Freiburg ihre religionswissenschaftlichen Kompetenzen bündelt, und würde es begrüßen, wenn die Theologen ihre Fakultät in "Fakultät für Theologie und Religionswissenschaft" umbenennen würden.

Was ist das Besondere an der Freiburger Theologischen Fakultät?

Urs Altermatt: Die Theologische Fakultät der Universität Freiburg ist wie die Universität als ganze zweisprachig und bietet das Studium auf Deutsch und auf



Rektor Altermatt an der Freiburger Fronleichnamsprozession (Bild: Ciric)

Französisch an. Daneben ist sie durch ihre Internationalität geprägt. Diese Internationalität der Freiburger Theologischen Fakultät zeigte sich bei der Wahl des Nachfolgers Johannes' Paul II., an der sechs der wahlberechtigten Kardinäle studiert oder gelehrt hatten.

Wo steht die Fakultät in der Schweiz?

Altermatt: Mit 382 eingeschriebenen

Theologiestudierenden und weiteren Studierenden, die Nebenfächer an der Theologischen Fakultät belegen, ist sie die grösste Theologische Fakultät der Schweiz. Obwohl sie mit rund 400 Studenten heutzutage im Vergleich mit anderen Fakultäten (Philosophische Fakultät rund 4.200 Studierende) eine kleine Fakultät darstellt, studieren rund 27 Prozent aller Schweizer Theologiestudierenden in Freiburg. Bei den Drittmitteln, d. h. den Geldern des Nationalfonds und solchen aus anderen Quellen, hat die Fakultät mit 17 Prozent einen recht hohen Anteil, der indessen gesteigert werden könnte.

Durch Sterben und Tod von Johannes Paul II., Konklave und Wahl von Benedikt XVI. hat die katholische Kirche grosse öffentliche Aufmerksamkeit gewonnen. Stehen heute ganz allgemein religiöse Fragen stärker im Vordergrund?

Altermatt: Das mediale Interesse galt in erster Linie der Persönlichkeit des Papstes, ganz unabhängig von dessen Lehrmeinungen. Die Modernisierung und Säkularisierung, die Auflösung traditioneller Bindungen in Familie und zivilgesellschaftlichen Organisationen sowie die fortschreitende Individualisierung führen dazu, dass Menschen nach neuen Gewissheiten und Werten suchen, für die Johannes Paul II. eine eigentliche Personifizierung dargestellt hat. Ob man diese Tendenzen als "Rückkehr der Religion" deuten kann, bleibt offen. Ich schliesse nicht aus, dass in Europa und Nordamerika die Säkularisierung an eine Grenze gestossen ist.

Und die Katholizität der Universität?

Altermatt: Überblickt man die gesamte Universitätsgeschichte, lässt sich beo-

Editorial

Keine Überstürzung. – Nach Redaktionsschluss dieser Kippa-Woche wird am 28. Juni, am Vorabend des Namensfestes Peter und Paul, der römische Kardinalvikar Camillo Ruini in der römischen Lateran-Basilika offiziell den Seligsprechungsprozess für Papst Johannes Paul II. eröffnen.

Sprechchöre und vorbereitete Transparente hatten schon bei der Totenmesse "santo subito" (heilig sofort) gefordert. Eine entsprechende Petition, unterschrieben auch von Bischöfen und Kardinälen, ging noch während der Sedisvakanz an Kardinal-Dekan Joseph Ratzinger. Als dieser zum Papst gewählt worden war, war eine seiner ersten Amtshandlungen, den Beginn des Seligsprechungsverfahrens für seinen Vorgänger zu beschleunigen.

Die Verkürzung der Fristen ist angesichts der Lawinen von Briefen und E-Mails, die beim Postulator schon jetzt eingetroffen sind, sehr verständlich. Aber die Kurie will und muss nichts überstürzen. In der Lateran-Basilika wird nun die Einsetzung des Gerichts bekannt gegeben, das in den nächsten Monaten die Zeugen befragen und die Dokumente über das Leben des "Dieners Gottes Karol Wojtyla" sichten muss. Postulator des Verfahrens ist der polnische Geistliche Slawomir Oder, der die Untersuchungen leitet. Bei ihm müssen sich alle melden, die sachdienliche Angaben über Leben und Wirken Johannes Paul II. machen können.

Walter Müller

Anzeige

Sonntag

Die grösste katholische
Wochenzeitschrift der Schweiz

Das etwas andere
Branchen-Magazin

Gratis-Telefon: 0800 55 33 77

bachten, dass der "katholische Faktor" seit etwa 1970 abnehmende Bedeutung hat. Die Universität konnte sich dem Wertewandel nicht entziehen, der eine Entkonfessionalisierung der schweizerischen Gesellschaft brachte. Die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) beschleunigten die Erosion des traditionellen katholischen Milieus. In der postkonziliären Zeit haben die Universitätsleitungen die ursprünglich konfessionelle Identität zunehmend im ökumenischen Sinn verstanden.

Wie wirkt sich das konkret aus?

Altermatt: Nach meinem Dafürhalten muss die Universität die religiöse Dimension in zeitgemässer Form in Lehre und Forschung neu definieren. Das Rektorat plant, ein "internationales Religionsforum" für den Dialog zwischen den Religionen einzurichten und dieses im Wintersemester 2005/06 dem Thema "Islam in Europa" zu widmen. Wir haben dieses Thema gewählt, weil der Islam in Europa durch die Migration zunehmend an Bedeutung gewinnt. Dabei wird vielfach vergessen, dass ein Teil von Süd- und Südosteuropa stets auch muslimisch geprägt war oder noch ist.

Bis weit in die Neuzeit hinein waren die europäische Kultur und Wissenschaft von Spanien, von Istanbul und vom Mittelmeer her durch den Islam beeinflusst. In Sarajevo und anderswo in Südosteuropa gibt es schon seit Jahrzehnten Varianten eines modernen europäischen Islam. Bedingt durch die Migration aus muslimischen Ländern wird aber der Islam in den gesellschaftlichen Diskursen oft negativ wahrgenommen und führt zu Abwehrmechanismen. Als Rektor halte ich es für wichtig, eine differenzierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Islam und seinen vielfältigen Kulturen zu fördern.

Gibt es noch andere Beispiele?

Altermatt: Ich halte es für wichtig, dass die Universität Freiburg ihre religionswissenschaftlichen Kompetenzen bündelt und sich zu einem Zentrum religionswissenschaftlicher Studien entwickelt. Es ist bemerkenswert, dass das 1979 gegründete "Institut für Kirchenrecht und Staatskirchenrecht" 2004 in "Institut für Religionsrecht" umbenannt wurde. Ein ähnliches Kompetenzfeld stellt die Religionsgeschichte dar, die mit der 2004 erneuerten und bald hundertjährigen "Schweizerischen Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte" eine renommierte Publikati-

onsplattform bietet. Auf diesen und anderen Grundlagen ist es nach meiner Ansicht ein strategisches Ziel, ein Kompetenzzentrum im Bereich "Religion und Gesellschaft" in Forschung und Lehre zu schaffen.

Anzufügen sind die Bestrebungen der Theologischen Fakultät, ihre religionswissenschaftlichen Lehrgebiete auszubauen und den Studierenden neben der katholischen Theologie eine religionswissenschaftliche Studienrichtung mit einem eigenen "Master of Arts in Religious Studies" anzubieten. Ich würde begrüßen, wenn zu diesem Zweck die Theologen als schweizerisches Novum eine Namensänderung in "Fakultät für Theologie und Religionswissenschaft" realisieren würden. Diskussionen sind bereits im Gang.

Und die Kooperation mit der Theologischen Fakultät in Luzern?

Altermatt: In der Tat haben die Rektoren von den Regierungen der Kantone Freiburg und Luzern ein Mandat zur Konkretisierung der zukünftigen Kooperation erhalten. In unseren Überlegungen gehen wir davon aus, dass beide Fakultäten eigenständig bleiben. Wir sehen zugleich unter anderem vor, dass Dozierende gleicher oder komplementärer Disziplinen auf Gegenseitigkeit Zyklen vereinbaren, in welchen sie am jeweils anderen Studienort unterrichten. Studien an der jeweils anderen Fakultät sollen im Rahmen ihrer Master-Programme von beiden Fakultäten anerkannt werden. Wichtig ist, dass ein gemeinsames Rahmenprogramm für einen Master mit theologischer Spezialisierung ausgearbeitet wird, in dem die Spezialitäten der jeweils anderen Fakultät einbezogen sind.

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Zweisprachigkeit und Katholizität der Universität?

Altermatt: Von den drei Charakteristika der Universität "Katholizität", "Internationalität" und "Zweisprachigkeit" hat die Internationalität an Bedeutung eingebüsst. Seit den 1970er Jahren hat sich auch die Verbundenheit der Katholiken mit "ihrer" Landesuniversität zusehends gelockert. In den 1990er Jahren setzte sich die Zweisprachigkeit als Markenzeichen der Freiburger Universität durch.

(kipa)

Erich Salzmann. – Der aus dem Kanton Wallis stammende Vatikanprälat und bis 1990 Mitarbeiter des päpstlichen Einheitsrates feierte in Rom sein goldenes Priesterjubiläum. Seit seiner Pensionierung ist der in Naters geborene ehemalige Mitarbeiter der Kardinäle Augustin Bea und Jan Willebrands in Rom als residierender Domherr der Basilika Maria Maggiore sowie als geistlicher Botschaftsrat des Malteser Ordens beim Heiligen Stuhl tätig. (kipa)

Guido Vergauwen. – Die Fakultät für orthodoxe Theologie der Universität Bukarest verlieh dem römisch-katholischen Theologen Guido Vergauwen den Titel eines Doktors honoris causa. Vergauwen, 1944 in Flandern geboren und seit 1962 Mitglied des Dominikanerordens, ist Vize-Rektor der Universität Freiburg (Schweiz) und Direktor des Instituts für Ökumenische Studien an der Theologischen Fakultät in Freiburg. (kipa)

Jaime Sin. – Der einflussreiche philippinische Kardinal, früherer Erzbischof von Manila, starb im Alter von 76 Jahren nach langer Krankheit. Sin hatte 1986 wesentlich zur Entmachtung des Diktators Ferdinand Marcos beigetragen. (kipa)

Jean-Baptiste Gourion. – Der erste Weihbischof für die hebräisch sprechenden Katholiken auf dem Gebiet des Jerusalemer Patriarchats starb im Alter von 70 Jahren. Gourion, der auch Abt der Benediktiner von Abu Gosch in Jerusalem war, erlag einem Krebsleiden. (kipa)

Walter Kasper. – Der Präsident des päpstlichen Einheitsrates traf in Moskau mit Metropolit Kyrill, dem Leiter des Aussenamtes der russisch-orthodoxen Kirche, zusammen. Im Mittelpunkt des Gesprächs stand die Frage, was der Heilige Stuhl und das Moskauer Patriarchat "gemeinsam in Europa und für Europa" tun können. (kipa)

Bernard-Nicolas Aubertin. – Der 60-jährige Zisterziensermönch und Bischof von Chartres wurde zum Erzbischof von Tours ernannt. Er folgt auf dem Bischofsstuhl des heiligen Martin auf **André Vingt-Trois**, dem neuen Erzbischof von Paris. (kipa)

Rückschritt zum antijudaischen "Gegenkonzil" von 1964

Koptische Kirche: Kein Dialog mehr mit Juden

Von Heinz Gstrein

Alexandria. – Bei seinem Besuch der koptischen Gemeinden in Jordanien hat Papstpatriarch Schenudah III. von Alexandria den Dialog mit dem Judentum aufgekündigt. Seine Kirche wolle das Gespräch mit den anderen Christen und dem Islam fortsetzen, mit den Juden könne es jedoch keinen Dialog mehr geben, solange Israel jede Lösung der Jerusalemfrage verweigere.

Die koptische Kirche ist in der Heiligen Stadt stark präsent, glaubt sich aber von den Israelis zugunsten der Äthioper benachteiligt. Dabei geht es um Besitzrechte an der Grabeskirche und Klöster in der Altstadt.

Ihre Belastung mit religiösem Antijudaismus reicht aber bei den Christen Ägyptens bis auf den Kirchenvater Kyrillos von Alexandria zurück. Die in dessen "Osterbriefen" ausgesprochene judenfeindliche Haltung hat in zahlreichen liturgischen Texten, besonders für die Karwoche, ihren Niederschlag gefunden. Regelrechter Antisemitismus flammte aber erst vor etwa hundert Jah-



Schenudah III. zu Besuch bei der Koptengemeinde in Genf (Bild: Ciric)

ren am Suezkanal auf: In die neu aus dem Wüstensand erstandenen Städte zogen sowohl Kopten wie – vor den Pogromen des zaristischen Russlands geflohene – Ostjuden. Dort kam es in Ismailia zu den ersten antijudischen Ausschreitungen im bis dahin eher toleranten modernen Ägypten, bei denen sich nicht etwa Muslime, sondern koptische Christen hervortaten.

Nach der Gründung Israels fiel es der Kairoer Kirchenführung daher leicht, dem Diktator Nasser ihre "antizionistische" Regimetreue zu beweisen: Als Antwort auf die "Judenerklärung" des II. Vatikanums versammelte 1964 der kop-

tische Papstpatriarch Kyrillos VI. ein "Gegenkonzil", das jede christlich-jüdische Annäherung verdammt. Als die Kopten versuchten, diese Linie auf einer Versammlung aller altorientalischen Kirchen in Addis Abeba auch den Äthiopiern, Syriern und Armeniern aufzudrängen, erlitten sie jedoch Schiffbruch.

Ganz im antijudischen Ungeist wirkte aber in Ägypten – zunächst an der Seite seines Patriarchen – der junge Bischof Schenudah: Schliesslich hatte er 1948 als Offizier im Krieg gegen die Israelis gekämpft. Das wandelte sich erst unter dem Einfluss von Kardinal Franz König, der Schenudah 1971 zum ersten Mal nach Österreich einlud. Dort wurde dieser angesichts des herrlichen Barockstifts von Melk durch seinen Ausspruch bekannt: "Zu viele Fenster, zu wenig Mönche". König konnte ihm aber vor allem mehr Verständnis für das Judentum beibringen.

Als Schenudah Ende des gleichen Jahres zum "Papst und Patriarchen von Alexandria und ganz Afrika" gewählt wurde, rückte er langsam von dem antijudaistischen Erbe seiner Kirche ab. Das fand nicht nur in einem Gesinnungswandel, sondern auch durch Ausmerzen der judenfeindlichen Aussagen in der koptischen Liturgie seinen Niederschlag.

Vorwürfe von Islamisten

Jetzt kehrt der über 80-jährige Schenudah aber zum Antijudaismus seiner Vorgänger zurück. Kirchliche Beobachter in Kairo bringen das mit Vorwürfen der ägyptischen Islamisten – aber auch von Regierungskreisen – in Zusammenhang, die den Kopten eine proisraelische Haltung zu unterstellen versuchen. Gerade seit dem Kongress der koptischen Diaspora vom September 2004 in Zürich, der auf die Diskriminierung, ja oft offene Verfolgung der ägyptischen Christen unter Präsident Mubarak hingewiesen hat, mehrten sich am Nil Kommentare, die jede Forderung nach mehr Religionsfreiheit als indirekten Dienst an Israels Interessen anprangerten. Diesen Attacken versucht nun Patriarch Schenudah III. mit seinem Rückzug vom christlich-jüdischen Dialog den Wind aus den Segeln zu nehmen. (kipa)

Weltfrieden. – Der Weltfriedenstag steht 2006 unter dem Motto "Der Friede liegt in der Wahrheit". Das vatikanische Presseamt teilte mit, Papst Benedikt XVI. werde seine erste Friedensbotschaft zum 1. Januar des kommenden Jahres zu diesem Thema verfassen. (kipa)

Orientierungshilfen. – Die katholische Weltanschauungsarbeit ist vor einem Vierteljahrhundert noch stark im Dienst der Gefahrenabwehr gestanden; heute bietet sie in der Unübersichtlichkeit des religiösen Pluralismus Orientierungshilfen an. Auf diesen Wandel ging in der Paulus-Akademie, Zürich, ein Podiumsgespräch zum 25-Jahr-Jubiläum der Arbeitsgruppe "Neue religiöse Bewegungen" der Schweizer Bischofskonferenz ein. (kipa)

Anonyme Geburt. – Das Regionalspital Einsiedeln und die Stiftung Schweizerische Hilfe für Mutter und Kind führten eine interdisziplinäre Tagung zum Thema "anonyme Geburt" durch, bei der eine Umfrage des Institutes Konso vorgestellt wurde. Die Erhebung unter sämtlichen in der Geburtshilfe tätigen Institutionen in der Schweiz ergab, dass zwei Drittel dieser Einrichtungen das Durchführen von anonymen Geburten bejahen. (kipa)

Staatsbesuch. – Mit einer Visite beim italienischen Staatspräsidenten Carlo Azeglio Ciampi absolvierte Papst Benedikt XVI. den ersten Staatsbesuch seines Pontifikats. In seiner Rede im Quirinalspalast unterstrich das Kirchenoberhaupt die Unabhängigkeit und Autonomie von Politik und Kirche, doch dürfe die berechnete Laizität des Staates ethische Bezüge nicht ausklammern, die ihre letzte Grundlage in der Religion fänden. (kipa)

Leicht verbessert. – Der Jahresbericht 2004 des Fastenopfers zeigt im Vergleich zum Vorjahr eine leichte Steigerung der Spenden und Erträge um 0,7 Prozent auf insgesamt 21,3 Millionen Franken. In Süd- und Inlandprojekte flossen total 16,2 Millionen Franken, davon gemäss Stiftungsstatut und Vertrag mit der Bischofskonferenz je 28,5 Prozent in Pastoral- und Entwicklungsprojekte und 23 Prozent in Inlandprojekte. (kipa)



Denkpause. – Nach dem Scheitern der Volksabstimmungen über den neuen EU-Verfassungsvertrag in Frankreich und den Niederlanden haben die Ministerpräsidenten eine Denkpause verordnet. Sie wollen erst später entscheiden, wie mit den anstehenden Volksabstimmungen weiter verfahren werden soll. – Karikatur: Osnabrücker Zeitung.

"Grosser Lehrer"

Luzern. – Als einen "grossen Lehrer der Kirche" hat Egon Kapellari, Bischof von Graz, den Schweizer Theologen Hans Urs von Balthasar (1905-1988) bezeichnet. Kapellari hielt am 26. Juni – dem Todestag des Theologen – in Luzern die Laudatio an einer internationalen Gedenkfeier für Balthasar, dem dabei posthum der "Augustin-Bea-Preis" verliehen wurde. Zu Beginn der Feier für den vor 100 Jahren geborenen Balthasar zelebrierte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann, den Festgottesdienst in der Hofkirche. Konzelebranten waren unter anderen der Patriarch von Venedig, Kardinal Angelo Scola, der Erzbischof von Québec, Kardinal Marc Ouellet, sowie Bischof Egon Kapellari. (kipa)

370.000. – Rund 370.000 Teilnehmer aus 154 Ländern haben sich bislang zum Weltjugendtag in Köln angemeldet, darunter 80.000 aus Italien, 65.000 aus Deutschland, 40.000 aus Frankreich, 30.000 aus Spanien, 15.000 aus Polen und 1.550 aus der Schweiz. Die Zahl der Anmeldungen dürfte bis Mitte August auf die angepeilte Grösse von 400.000 ansteigen und damit deutlich über der des letzten Treffens von 2002 in Toronto liegen, teilten die Kölner Organisatoren in Rom mit. Zur Schlussmesse mit Papst Benedikt XVI. am 21. August auf dem Marienfeld bei Kerpen sei mit etwa 800.000 Jugendlichen aus aller Welt zu rechnen. Rund 150.000 Jugendliche aus aller Welt hätten sich zu den Begegnungstagen in den deutschen Diözesen angemeldet, die vom 11. bis 15. August dem Weltjugendtag vorgeschaltet sind. (kipa)

Religion ist wieder Top-Thema

Generalversammlung des Schweizerischen Katholischen Pressevereins

Olten SO. – Religion ist in den Medien wieder ein Top-Thema. Das betonte am Samstag in Olten der Präsident des Schweizerischen Katholischen Pressevereins (SKPV), Markus Vögtlin. Der Verein hielt in der solothurnischen Eisenbahnerstadt die Generalversammlung ab.

Besonders deutlich sei die grosse Aufmerksamkeit für religiöse Themen im April geworden, als die Medien von einer "Papstwelle" erfasst worden seien, sagte Vögtlin. Beim Papstwechsel habe es die katholische Kirche zum "Lead-Thema" in den Weltmedien geschafft. Das dürfe Institutionen wie den katholischen Presseverein, der die publizistische Pflege religiöser Themen als sein Kerngeschäft betrachte, speziell freuen.

Förderverein der Kipa

Der SKPV hat rund 1.700 Mitglieder, darunter 120 Kollektivmitglieder und Donatoren. Er versteht sich primär als Förderverein der zweisprachigen Katholischen Internationalen Presseagentur (Kipa) mit Sitz in Freiburg im Üchtland. Alois Hartmann, Präsident der Genossenschaft Kipa, berichtete, die Agentur stehe inhaltlich mit ihren Redaktionsdiensten gut da. Ihre Produkte seien qualitativ gut und fänden bei den Abnehmern grosses Interesse.

Sorge bereite ihm indes die finanzielle Seite des Unternehmens. Seit 15 Jahren habe es von Seiten der kirchlichen und kirchennahen Geldgebern keine Erhöhung der Mittel mehr gegeben. Die

Suche nach weiteren Sponsoren und Donatoren ist laut Hartmann deshalb vorrangig. Er bedauerte in diesem Zusammenhang, dass es noch immer Personen gebe, die nicht verstünden, wie wichtig die Agentur für Kirche und Gesellschaft sei. Die kirchlichen Medien seien auf ihre Dienste angewiesen. Die überregionale Information über Religion und Kirchen könne nicht allein den säkularen Medien überlassen werden.

Die Generalversammlung des SKPV wählte erneut den Publizisten Markus Vögtlin zum Vereinspräsidenten. Neu in den Vorstand gewählt wurde der Oltener Arzt Christoph Fink, Präsident des Pressevereins Olten. Er ersetzt das langjährige Vorstandsmitglied Raphael Buzzi, der nach 19-jähriger Vorstandstätigkeit altershalber zurückgetreten war.

Praktisch ausgeglichene Rechnung

Die Jahresrechnung des SKPV schloss 2004 mit einem Ausgabenüberschuss von 2.100 Franken praktisch ausgeglichen ab, während im Jahr zuvor noch ein Fehlbetrag von 35.000 Franken ausgewiesen worden war.

Zur Verbesserung beigetragen haben namentlich Beiträge von Kantonalkirchen an das vom SKPV getragene Verlagsprojekt "Christ und Welt". Das Projekt unterstützt die von der "Neuen Luzerner Zeitung" produzierte Zeitungsseite "Religion und Gesellschaft" und macht deren Veröffentlichung auch in anderen Zeitungen möglich. (kipa)

Daten & Termine

17.-19. November 2005. – Der päpstliche Rat für die Krankenseelsorge veranstaltet eine internationale interdisziplinäre Tagung über das "menschliche Genom". Der Präsident des Rates, der mexikanische Kurienkardinal Javier Lozano Barragan, betont in der Einladung, dass es um den Begriff der menschlichen Gesundheit gehe, die als "Streben nach Harmonie" definiert werden könne. (kipa)

6. Mai 2006. – Zum Höhepunkt des 500-Jahr-Jubiläums der Schweizergarde feiert Papst Benedikt XVI. auf dem Petersplatz ein Pontifikalamt für "seine" Garde. Zudem werden die neuen Gardisten erstmals auf dem Petersplatz vereidigt. (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Walter Müller

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Freiburg (Schweiz) herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 73, Boulevard de Pérolles 36, CH-1705 Freiburg
Telefon: 026 426 48 21, Fax: 026 426 48 00,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 125.- (inkl. MWST),
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 65.-.

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Jünger begleiteten und sie materiell unterstützten). So kann die Praxis Jesu und der Kirche der Jahrhunderte mit ihm nicht auf eine Angleichung an die soziologischen Verhältnisse der Umwelt zurückgeführt werden. Der Grund muss ein anderer sein.

Versuch einer systematisch-theologischen Begründung

Damit sind wir bei dem Versuch einer systematisch-theologischen Begründung, die das Traditionsargument begleiten muss. Das kirchliche Lehramt hat sich diesbezüglich nicht festgelegt. Die Richtung weist hier folgende Überlegung: Es wird gelegentlich in die Diskussion eingebracht, dass man sich bei den übrigen Zulassungskriterien für das geistliche Amt durchaus vom Verhalten Jesu emanzipiert habe. Wollte man nämlich Jesus in jeder Hinsicht treu bleiben, dann dürften auch nur bärtige jüdische Fischer, nicht aber bartlose bayerische Beamten-, österreichische Bauern- und Schweizer Uhrmachersöhne usw. zu Priestern geweiht werden.¹⁹ Doch es wird hier übersehen, dass die geschlechtliche Bestimmung als Mann oder Frau den Menschen ganz anders und viel fundamentaler prägt als Nationalität, Beruf usw. So stimmt es auch nicht, dass die Kirche nur noch hinsichtlich der Frage nach dem Empfänger des Weihesakramentes an der Bedeutung der Geschlechterdifferenz festhält, während sie diese auf allen anderen Gebieten längst aufgegeben habe. Denn bei der sakramententheologischen Begründung der Ehe als Lebens- und auf die Zeugung von Nachkommenschaft offene Liebesgemeinschaft hält die Kirche sehr wohl an dieser Geschlechterdifferenz fest.²⁰ Und in diese von der Schöpfung her vorgegebene Relation von Mann und Frau zeichnet sich schon im Alten Bund die Offenbarung Gottes ein. An dieser bräutlichen Beziehung Gottes zu seinem Volk knüpft das Selbstverständnis, die Verkündigung und die Praxis Jesu an. Jesus weiss sich als der Sohn des Vaters und damit als der Repräsentant des Bräutigams seines Volkes: «Können denn die Hochzeitsgäste fasten, solange der Bräutigam unter ihnen ist?», fragt er die Johannes-Jünger, die daran Anstoss nehmen, dass die Jesus-Jünger nicht fasten (Mk 2,19).

Vor dem Hintergrund dieser bibeltheologischen Überlegungen begründet Gerhard Ludwig Müller die Zuordnung des Weihesakraments theologisch: «Da der Priester in seiner Person Christus repräsentiert, und zwar nicht in der bloss faktischen Eigenschaft des männlichen Geschlechts, sondern in der symbolischen Vergegenwärtigung dieser in der Polarität menschlicher Geschlechtlichkeit fundierten Relation Christi zur Kirche (Haupt–Leib, Bräutigam–Braut), die im Mannsein Jesu Christi, des fleischgewordenen Wortes und menschlichen Mittlers, gründet, bedarf der Priester nicht nur der Übertragung der Vollmacht. Er muss die sakramentale Darstellung dieser heilsbe-

gründenden Relationalität Christi zur Kirche und der ehelichen Einheit mit ihr Christus ähnlich sein. [...] In der personalen Bezogenheit von Mann und Frau tritt die Ursymbolik der Schöpfung hervor, in der sich die personale und kommunikative Selbstmitteilung Gottes als Schöpfer, Erlöser und Vollender des Menschen (als Person in Gemeinschaft) anzeigt und verwirklicht.»²¹

Seit einiger Zeit kursiert in Theologenkreisen folgende Anekdote: «Der Bischof fragte in einer Pfarrei im Bundesstaat Indiana, ob ihm jemand sagen könne, wie viele Sakramente es gäbe. Ein Mädchen zeigte auf und sagte mit grosser Klarheit: «Sieben für Buben und sechs für Mädchen!» Alle applaudierten. Der Bischof erstarrte und hielt die kürzeste Firmpredigt seiner Amtszeit.»²² In der schlagfertigen Antwort des Mädchens verdichtet sich ein zentrales Problem unserer Fragestellung. Der springende Punkt ist die Mehrdeutigkeit des Wörtchens «für». Es wird nämlich auf die Empfängerfrage eingengt. Schon auf dieser Ebene liesse sich entgegnen, dass zumindest in der römisch-katholischen Kirche aufgrund der Zölibatsverpflichtung auch die allermeisten der zu Priestern geweihten Männer «nur» sechs Sakramente empfangen können.

Doch das Problem liegt tiefer. Denn das Wort «für» hat im Zusammenhang mit dem Weihesakrament einen anderen Sinn. Das Weihesakrament ist nicht «für» die Männer da, der Priester wird nicht «für» sich selbst geweiht, sondern gerade «für andere». Somit ist gerade das Weihesakrament «für alle», für Männer und Frauen. Die durch das Weihesakrament vermittelte Gnade ist dem Priester nicht für sich selbst gegeben, sondern für die ihm anvertraute Kirche. Kein Priester, kein Bischof, nicht einmal der Papst kann bei sich selbst zum Beichten gehen. Hier bedarf jeder des Dienstes eines anderen Priesters. Auf der Grundlage aber eines Verständnisses von Priesteramt als Steigerung des Prestiges, der Vermehrung von Macht oder ähnlicher soziologischer Kategorien wird die in der Kirche zu führenden Diskussion zu keinem ernst zu nehmenden Ergebnis kommen. Weil der Priester für alle da ist, für Frauen und Männer, weil ihm die grosse und alle menschlichen Fähigkeiten übersteigende Aufgabe übertragen ist, in seiner Person bei der Feier der Sakramente für die Kirche und ihr gegenüber Christus als das Haupt der Kirche zu gegenwärtigen, und weil er in seiner Lebensform Christus dem Herrn immer ähnlicher werden soll, deshalb braucht es das Gebet, für den Priesternachwuchs und ebenso für die, die sich haben locken lassen in den Weinberg des Herrn, dass sie das ihnen auferlegte Joch des Kreuzes Christi tragen können und immer wieder die Erfüllung der Verheissung des Herrn erleben dürfen, für ihr Wagnis «schon jetzt» dreissigfach, sechzigfach, ja hundertfach entlohnt zu werden.
Rudolf Voderholzer

BERUFUNG

¹⁹ Dieses Argument bei Medard Kehl: Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie. Würzburg 1992, 457 f.
²⁰ Darauf macht aufmerksam Gerhard Ludwig Müller: Priestertum und Diakonat. Der Empfänger des Weihesakramentes in schöpfungstheologischer und christologischer Perspektive (= Sammlung Horizonte N. F. 33). Freiburg 2000, 134 f.
²¹ Ebd. Vgl. auch die spirituelle Erschliessung bei: Lorenz Gadiant: Weder Ritualisten noch sakrale Dienstleister. Das dankende Sichgeben: Wie der Priester die Eucharistie leben kann, in: Die Tagespost, 7. Mai 2005, S. 12.
²² Zit. in Publik Forum Nr. 15, 2001, S. 45.

WENN DIE GRENZEN ENG WERDEN

IM GESPRÄCH

Dr. Bernd Ruhe, Jahrgang 1959, verheiratet, stammt aus Münster/Westfalen und arbeitet seit 12 Jahren in der Schweiz. Seit 2001 ist er Pfarreibeauftragter in Mörschwil bei St. Gallen, ausserdem Philosophielehrer an den Gymnasien Untere Waid in Mörschwil und Marienburg in Rheineck.

Bernd Ruhe schrieb bereits 2001 auf einen Artikel von Pfarrer Leo Tanner (Einführung in den Alphalive-Kurs, in: SKZ 169 [2001], 50 f.) eine kritische Entgegnung (Vom Alpha-Kurs zum Alphalive-Kurs, in: SKZ 169 [2001], 161–163; Leo Tanners Antwort auf Ruhes Einwände mit dem Titel «... behaltet das Gute» findet sich in der gleichen SKZ-Ausgabe auf S. 163). Wohl im Hinblick auf die Alphalive-Initiative vom Herbst 2005 bat Bernd Ruhe um die Veröffentlichung des hier abgedruckten Textes, was die Redaktion im Sinne einer offenen Diskussion unter der Rubrik «Im Gespräch» zugesagt hat. In der nächsten SKZ-Nummer geht Pfarrer Peter von Felten (Sulthurn) auf die kritischen Anmerkungen von Bernd Ruhe ein.

Bernd Ruhe bezieht sich im vorliegenden Text auf folgende zwei Veröffentlichungen: Leo Tanner: Referentenhandbuch für Christen zum Alphalive-Kurs (in der Schweiz Alphalive-Kurs genannt) (Verlag Biblische Erneuerung) Lachen 2004; Leo Tanner: Grundlagen für katholische Christen zum Alpha-Kurs (Verlag Biblische Erneuerung) Lachen 2004.

Im Jahr 2001 empfahl Pfarrer Leo Tanner erstmals den Katholiken in der Schweiz den Alphalivekurs als Modell der Evangelisierung in einer Zeit, in der der christliche Glaube in unsern Breitengraden offensichtlich nicht mehr gefragt ist wie früher.

Nachdem das so genannte Grundlagenbuch für Alphakurse von Nicky Gumbel, «Fragen an das Leben», insbesondere im Horizont katholischer Theologie äusserst problematisch zu bewerten ist, unter anderem aufgrund des vertretenen Biblizismus sowie der extrem dualistischen Sicht von Welt und Gott, hatte sich Pfarrer Leo Tanner zur Aufgabe gestellt, das Konzept der katholischen Theologie anzupassen. Nach einem ersten Anlauf in einer «Werkmappe für Katholiken» hat er nun mit dem «Referentenhandbuch für katholische Christen zum Alpha-Kurs» und einem dazugehörigen «Grundlagenbuch» eine Überarbeitung herausgegeben, die inzwischen von Weihbischof Martin Gächter in einer Art Empfehlungsschreiben namens der Schweizer Bischofskonferenz für geeignet gehalten wird, den Glauben in heutiger Zeit angemessen zu vermitteln.

Sicher kann man Tanners neuem Referentenhandbuch zugute halten, dass es gegenüber Gumbels «Fragen an das Leben» weniger biblizistische Plattheiten enthält, doch an der Theologie, wie sie Gumbel vertritt, hat Tanner nichts Grundlegendes verändert. Das bedeutet, auch Tanner hält in seinem Referentenhandbuch weiterhin an extrem dualistischen Sichtweisen fest: Menschliche Freiheit und Gottes Wille bilden einen Gegensatz in dem Sinne, dass menschliches Leben etwa nach Tanner erst dann ein christliches ist, wenn es das eigene Ich zurückstellt zugunsten Gottes (Grundlagen, S. 25). Gut und Böse befinden sich in einem permanenten Kampf, Tanners Theologie des Teufels, von der er meint, sie entspräche der katholischen theologischen Tradition, führt ihn zu obskuren Spekulationen über die «Taktiken des Teufels». Glaubensakt und Glaubensinhalt stehen unvermittelt nebeneinander, theologische Inhalte werden der formalen Glaubenserweckung klar untergeordnet, wie es sonst etwa von einem eher fideistischen Denken her bekannt ist. So empfiehlt Tanner, theologische Erkenntnisse «im Hinterkopf» zu behalten und nicht die Gäste damit zu «beglücken», was ihn jedoch nicht hindert, seinerseits selber im Rahmen seines Kurses auf bestimmte, vielfach fragwürdige und unbegründete theologische Erkenntnisse zurückzugreifen, die nach dem Anspruch seines Ansatzes dazu dienen sollen, Glaubenserfahrungen zu ermöglichen. Dieser Widerspruch, den theologischen Diskurs abzuwerten, aber gleichzeitig eine bestimmte, nach Felix Senn als voraufklärerisch einzustufende Theologie zu vertreten, erweckt den Eindruck, als ob Tanner sich um jeden

Preis der theologischen Auseinandersetzung um seinen Ansatz entziehen will. Dies bestätigen mir auch Gespräche mit Teilnehmern von Alphalivekursen, die, wenn man sie auf die problematischen Inhalte des Referentenhandbuchs anspricht, permanent der theologischen Diskussion ausweichen, mit dem Hinweis auf die grosse Begeisterung, die die Kurse angeblich vermitteln (ich selber habe nach meinem Artikel in der SKZ 2001 Rückmeldungen vorliegen, die den positiven Eindruck, den Tanner und andere Kursreferenten immer wieder vermitteln möchten, so nicht bestätigen, eher das Gegenteil, und die Enge der theologischen Antworten, die in dem Kurs gegeben werden, vermerken). Es fällt mir schwer, das, was Tanner da in seinem Referentenhandbuch pauschal als Grundlage christlichen Glaubens behauptet, auch als solche zu erkennen, mindestens nicht in einer verantwortbaren Weise. Denn verschiedene Behauptungen sind in der vorgetragenen Form höchst missverständlich, wenn nicht sogar falsch, und liefern nach meiner Einschätzung ein überholtes Bild des katholischen Glaubens, das entgegen dem Anspruch des Autors keineswegs geeignet ist, eine qualifizierte Auseinandersetzung oder Orientierung zu geben angesichts heutiger Menschheits- und Glaubensprobleme. Tanner nennt sein Konzept zwar ökumenisch, weil alle Fragen zugelassen seien, aber es sind die Antworten, die, wie Felix Senn richtig festgestellt hat, hinter die Aufklärung zurückführen und darum keine Hilfe bieten, auf der Höhe heutiger Bildung in einen angemessenen religiösen Diskurs (Glaubensgespräche) einzutreten.

Wer das Referentenhandbuch von Tanner liest, bemerkt, dass die Welt insgesamt in recht düsteren Farben gezeichnet wird. Ziel der Alphakurse sei das Wecken von Glaubenserfahrungen, so als habe es solche vor der Begegnung mit Alphalive im Leben eines Menschen nie gegeben. Darum ist es nicht verwunderlich, dass in dem ganzen Handbuch nicht an einer Stelle heutige Glaubens- oder Gotteserfahrungen ausserhalb des Alphalivekurses positiv gewürdigt werden, geschweige denn Erfahrungen im Leben von Nichtchristen oder Andersgläubigen. Das Wirken des Heiligen Geistes, von dem in dem Buch oft die Rede ist, findet immer nur im eng gefassten Rahmen der Alphalivefrömmigkeit statt. Damit ignoriert Tanner eine wesentliche Feststellung des 2. Vatikanischen Konzils: Ein Glaubenskurs, der heute den Fragen des Lebens und damit Gott nachspüren will, sollte mindestens im katholischen Horizont in der Glaubensverkündigung die nötigen Konsequenzen aus der Erkenntnis von Lumen Gentium 16 ziehen, wonach die göttliche Gnade auch dort wirksam ist, wo Menschen ohne Schuld das Evangelium nicht kennen oder auch ehrlich ihrem Gewissen folgen. Diese Art der Rezeption des christli-

chen Glaubens, darauf machte bereits vor vierzig Jahren Karl Rahner («Der Christ und seine ungläubigen Verwandten») aufmerksam, wird mehr und mehr unsere Situation in Europa prägen, selbst dort, wo vielleicht noch rudimentär ein christliches Wissen vorhanden ist. Vor diesem Hintergrund ist dem Alphalivkurs neben der wenig irritierbaren Glaubenssicherheit der «Bekehrten» doch eine grosse Ängstlichkeit anzumerken gegenüber dem nicht programmierbaren Wirken des Heiligen Geistes ausserhalb der eigenen, nicht selten selbstgezogenen Kirchenmauern. Umgekehrt, meine ich, müsste Seelsorge heute vielmehr den immer schon vorhandenen, wenn auch vielleicht nicht immer expliziten Glauben des Einzelnen ernst nehmen, und sie darf dabei durchaus davon ausgehen, dass es ja bereits selbst in den nicht explizit christlichen Lebensvollzügen viele unscheinbare Erfahrungen des Geistes und der Gnade gibt. Statt in einer Art «Pastoralfaschismus» (P. Zulehner) ständig mit der Todes- und Sinnfalle in einer dunklen Welt zu hantieren, und so das Leben vor der expliziten «Bekehrung» abzuwerten, wäre Seelsorge und die Einübung in den Glauben vielmehr als «solidarischer Dienst am Wachstum der gewiss freien Gnadengeschichte des Einzelnen» (Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner. Ostfildern 2002, S. 82) zu verstehen.

Der Kurs enthält weiterhin gravierende inhaltliche theologische Mängel. Allein drei problematische und zum Teil unlogische Erläuterungen, mit denen Tanner die Erlösung durch Jesus Christus erklärt, möchte ich hier nur als Beispiele anführen (Referentenhandbuch, S. 42 f.): So meint er etwa an der Grausamkeit des Todes, den Jesus am Kreuz stirbt, einen Indikator für den besonders hohen «Preis» der Erlösung ermessen zu können, eine meiner Meinung nach äusserst abgeschmackte Erklärung, die zudem zu recht grotesken Schlussfolgerungen Anlass geben könnte, abgesehen davon, dass Tanner hier offen lässt, wem Gott denn da einen Preis zu entrichten hatte. Theologisch fragwürdig und unverständlich ist ausserdem die Überlegung Tanners, Jesus sei von seinem Vater getrennt gewesen, als er am Kreuz «unsere Sünden auf sich nahm». Woraus leitet Tanner eine solche «Trennung» ab? Vielleicht widerspiegelt seine Überlegung aber auch nur einmal mehr einen nahezu manichäischen Dualismus von Gut und Böse, der Gott um jeden Preis, auch den der Unverständlichkeit, vom Bösen reinhalten will. Ich möchte in diesem Zusammenhang gern darauf aufmerksam machen, dass nach meiner Einschätzung die biblischen Traditionen zwar keine einheitliche Lösung der Theodizeefrage bieten, aber immerhin auch Erzählungen kennen, die wie etwa das Buch Hiob, den Ursprung von Übel und Bösem letztlich mit Gott als universalem Schöpfer verbinden, selbst wenn dies neue oder andere theologische Fragen aufwirft.

Zurück zu den Darlegungen Tanners: Auch der anschliessende Folgesatz in seinem Erlösungsentwurf ist in sich unlogisch: «Wenn Jesus am Kreuz schreit «Mein Gott, mein Gott warum hast du mich verlassen?» dann nimmt er damit alle Schuld auf sich und wirft sich so in das Erbarmen Gottes.» Wenn Jesus den Psalm 22 am Kreuz gebetet haben sollte, was uns Matthäus und Markus überliefern, dann bleibt damit vielleicht offen, inwieweit Jesus seinen Tod als Gottverlassenheit erfahren hat, doch was dieser Psalm mit der stellvertretenden Übernahme menschlicher Schuld durch den Messias Jesus zu tun hat, ist im vorliegenden Kontext völlig undurchsichtig. Nun ist zu vermuten, dass gerade die Deutung von Leiden und Tod Jesu im Horizont von Psalm 22, den Matthäus immer wieder im Kontext seiner Passionsgeschichte zitiert, weniger als Selbstinterpretation Jesu zu verstehen ist denn als Deutung der ersten Christen, die mit der Ermordung des Messias Jesus fertig werden mussten.

Ein Drittes: Noch unvermittelter und dogmatisch zweifelhafter als seine bisherige theologische Erläuterung des Todes Jesu ist schliesslich die Erkenntnis Tanners, der nach Lk 23,39 Jesus am Kreuz verhöhnende Verbrecher sei «verloren». Dies ist weder dem zitierten Bibeltext zu entnehmen noch dem katholischen Verständnis des Heilswillens Gottes, wonach bis heute das kirchliche Lehramt zwar Menschen heilig gesprochen hat, aber aus wohl begründeter Uninformiertheit noch niemanden als «verloren» erklärt hat. Und da stellt sich dem Leser schon einmal die Frage, woher Tanner solch überirdisches Wissen hat.

Ob Tanners Lehre vom Teufel der katholischen Lehre entspricht, will ich hier nicht beurteilen. Seine Spekulationen um die Taktiken des Teufels muten jedoch grotesk an und sind sachlich ungeeignet, Menschen zu einem verantwortlichen Umgang mit persönlicher oder fremder Schuld anzuhalten. Warum gerade Schuldgefühle, Verunsicherungen und Resignation (Referentenhandbuch, S. 148), durchaus ambivalente Erfahrungen für den Glaubenden (im Kapitel über die Erlösung knüpft Tanner an menschliche Schuldgefühle an, um die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen zu begründen – Ref. Handb. S. 40), nun besondere «Methoden» des Teufels sein sollen, kann er nicht begründen. Kriterien für seine Mutmassungen entwickelt er erst gar nicht. Im Horizont eines solchen Denkens wäre es darum genauso gut möglich, die unirritierbare, alle Glaubenserfahrungen Andersgläubiger ignorierende oder abwertende Selbstsicherheit eines Frommen als besondere teuflische Taktik zu identifizieren. In diesem Zusammenhang ist mir eine Veränderung in den Kursunterlagen vom «Werkheft» 2001 zu dem «Referentenhandbuch» 2004 aufgefallen. In ersterem wird noch als teuflische List der Anfechtung die mögliche schlechte Stimmung im Alphakurs erwähnt (11. Einheit, S. 4), im neuen Buch

IM GESPRÄCH

IM GESPRÄCH

schon nicht mehr. Da bleibt einem Aussenstehenden nur noch die Frage, wer nun dazugelernt hat, der Teufel oder die Alphalive-Kursveranstalter?

Tanner versteht sein Alphalivekurs-Konzept als Antwort auf die Postmoderne. Es wäre zweifelsohne auch in diesem Kontext für das Verständnis hilfreich gewesen, er würde nicht nur aktuelle Trendwörter kolportieren, sondern gerade in diesem Fall erläutern, was er damit meint im Sinne einer differenzierten Situationsanalyse. Es fällt allerdings auf, dass das von Tanner promulierte Zurückstellen des theologischen Diskurses hinter die subjektiven Glaubenserfahrungen, von deren Authentizität er uneingeschränkt überzeugt ist, soweit sie im Alphalivekurs vorkommen, ganz in der Logik der von ihm monierten postmodernen Beliebigkeit liegt, die erst gar nicht an der Wahrheitsfrage interessiert ist, um nur noch ein Sammelsurium differenter Meinungen nebeneinander stehen zu lassen, wobei es erst gar nicht darauf ankommt, was diskutiert wird und ob dies argumentativ vertretbar ist, sondern dass dabei eine gute Stimmung und Wohlbefinden unter den Teilnehmern vermittelt wird; der postmoderne Diskurs ist eben an solcher Verständigung im Sinne der Wahrheitsfindung nach rationalen Kriterien nicht mehr interessiert; das aber gilt nun auch für Tanners Alphalivetheologie, die zwar Glaubenserfahrungen ermöglichen will, aber gegenüber den verschiedenen Glaubensinhalten naiv gleichgültig bleibt, jedenfalls auf den ersten Blick. Nach welchen Kriterien sollte Verständigung im Rahmen eines solchen Konzeptes auch stattfinden? So wird die Rezeption der biblischen Erzählungen den beliebigen Deutungsmustern des Einzelnen überlassen: Was der Bibelleser nicht versteht, das sei für ihn irrelevant, lautet eine zentrale Voraussetzung in Tanners Bibelhermeneutik, mit der sich jede diskursive, um rationale Argumentation bemühte, kritische Auseinandersetzung über den eigenen Glauben (und eine dadurch möglicherweise verursachte schlechte Stimmung unter den Kursteilnehmern) ausschliessen lässt. Biblische Traditionen werden auf diese Weise ohne Rücksicht auf ihre Bedeutungen aus dem Zusammenhang gerissen und beliebigen dogmatischen Optionen angepasst. Und wenn aktuelle Werbespots gern zum Verkauf ihrer Produkte religiös geprägte Paradiesvorstellungen aufgreifen, während sie mit prophetischen Traditionen logischerweise nichts anfangen können, dann trifft sich auch diese Art biblischer Rezeption mit der postmodernen Verblödung, die geschichtlich gewachsene Bedeutungen medial dekontextualisiert und, warenkonform, verändert bis zur Unkenntlichkeit: Am Ende steht immer das allgemeine Wohlbefinden. Und auch im Alphalivekurs endet alles schliesslich immer im Lobpreis der einzelnen Teilnehmer, Ausschau haltend nach stimmungsvollen Begegnungen ohne Verständigung. Die gute Stimmung mag zwar Glauben machen, dass alle dasselbe glauben,

aber eine Rechenschaft über den Glauben wie sie etwa im 1. Petrusbrief (3,15) vom Christen gefordert wird, scheint auf dieser Grundlage nicht mehr möglich und offensichtlich von den Veranstaltern auch nicht erwünscht. Der uneingeschränkte Vorrang mutmasslicher Glaubenserlebnisse bei gleichzeitiger Ausblendung diskursiver Verständigung und Abwertung theologischer Auseinandersetzung erinnert in vielem an die Theologie eines Fideismus, aber auch des katholischen Traditionalismus des 18. Jahrhunderts, als bestimmte Teile der Kirche ihre zeitgeschichtlichen Erfahrungen ebenfalls nur in den düsteren Farben einer allgemeinen gesellschaftlichen Konfusion und des Sittenzerfalls zu deuten vermochten, während als Konsequenz solcher Wirklichkeitswahrnehmung Glaube und Vernunft in einen unversöhnlichen Gegensatz traten. Während jedoch damals Verstand und Vernunft als nicht geeignet befunden wurden, die Offenbarungswahrheiten zu verstehen, werden sie heute einfach als gleichgültig für das Glaubensverständnis übergangen. Sie tragen nach Auffassung der Alphalive-Leiter nichts Wesentliches zum Verständnis des Glaubens bei, lautet die postmoderne Variante jenes Fideismus bzw. Traditionalismus. Die massgebende Option eines solchen ausschliesslich erlebnisorientierten Glaubens hat Bischofsvikar Hans Zünd vom Ordinariat Basel rhetorisch sehr treffend auf die Formel gebracht, die da nicht mehr etwa lautet, was sollen wir glauben, sondern: «Wer freut sich nicht?»

Letztlich leidet das Konzept des vorgelegten Alphalivekurses neben den teilweise problematischen theologischen Traditionen, die er beerbt, vor allem an einem fundamentalen Widerspruch: Einerseits gibt es vor, Klarheit zu schaffen, indem extrem vereinfachende Antworten auf verschiedene Glaubensfragen angeboten werden; andererseits verweigert dieser Ansatz beständig die theologische Reflexion auf die ihnen zugrunde liegenden theologischen Traditionen sowie deren Diskussion und verfällt so selber dem angeprangerten postmodernen Beliebigkeitsdiskurs, weil es letztlich nicht um Inhalte und Wahrheitsfindung, sondern vor allem ums Wohlbefinden der Religionskonsumenten geht.

Das aber kann nicht Ziel einer Glaubenseinführung sein, die im Horizont des Christentums immer eine kirchliche sein wird, weil Glaube nicht auf dem nur subjektiv zugänglichen Glaubenserlebnis als reinen Glaubensakt allein beruht, sondern immer auf das um Verständigung bemühte Glaubenszeugnis und darum auf theologische Reflexion angewiesen bleibt. Dabei sollten Glaube und Theologie als Einheit von Glaubensakt, Glaubensinhalt und deren Reflexion, stets um eine angemessene Wahrnehmung der Wirklichkeit bemüht bleiben, die den realen Menschheitsproblemen gerecht wird, um sie im Lichte des Glaubens deuten zu können.

Bernd Ruhe

AMTLICHER TEIL

BISTUM CHUR

Ernennungen

Diözesanbischof Amédée Grab ernannte: *Erich Camenzind*, bisher Vikar in Sarnen, neu zum Vikar der Pfarrei Ingenbohl-Brunnen (SZ);

Hermann Schneider-Nissing, bisher Diakon in Erstfeld, neu zum Diakon/Gemeindeleiter des Pfarr-Rektorates Pfäffikon (SZ);

Stefan Zelger zum Pfarradministrator des Seelsorgeraumes Urner Oberland in den Pfarreien Göschenen, Gurtellen Dorf, Gurtellen Wiler und Wassen.

Missio canonica

Diözesanbischof Amédée Grab erteilte die Missio canonica:

Br. *Andreas Brülisauer* OFM als Pastoralassistent des Pfarrers der Pfarrei Egg (ZH), bisher Pastoralassistent im Pfarrvikariat Maur in Ebmatingen (ZH).

Ausschreibung

Infolge Demission des bisherigen Stelleninhabers wird die Pfarrei *Pfungen* (ZH) zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Interessenten mögen sich bis zum 22. Juli 2005 melden beim Sekretariat des Bischofsrates, Postfach 133, 7002 Chur.

Ordinariatsferien

Die Büros des Bischöflichen Ordinariates und der Bischöflichen Kanzlei Chur sind vom *Freitagabend, 22. Juli 2005, bis Montagmorgen, 8. August 2005*, ferienhalber geschlossen. Ein Mitglied des Bischöflichen Ordinariates ist für dringende Fälle jeweils von Montag bis Freitag, vormittags von 9.30 bis 10.30 Uhr und nachmittags von 15.30 bis 16.00 Uhr, über die Telefon-Nr. 081 258 60 00 erreichbar. Mitteilungen über die Fax-Nr. 081 258 60 01 oder via E-Mail kanzlei@bistum-chur.ch sind jederzeit möglich.

Während derselben zwei Wochen sind ebenfalls die Büros des Generalvikariats Ur-schweiz geschlossen, jene des Generalvikariats Zürich/Glarus vom 25. bis 29. Juli 2005. Während dieser Zeit melde man sich für Notfälle bei der Bischöflichen Kanzlei in Chur (siehe Hinweis oben).

Bischöfliche Kanzlei

BISTUM ST. GALLEN

Impulsweekend für Interessierte an einem kirchlichen Beruf

Das Impulsweekend «Kompass» vom 10./11. September lädt dazu ein, sich auf die Richtung des eigenen Lebens zu besinnen und dem Leben eine Richtung zu geben, die Ausrichtung auf Gott und den Menschen. Das Weekend ist für alle Interessierten an einem kirchlichen Beruf zwischen 18 und 45 Jahren. Es gibt Momente im Alltag, in denen sich Menschen überlegen, ob das, was sie im Leben tun, das Richtige ist, ob die Richtung des eigenen Lebens stimmt. Ein solcher Moment spiegelt sich auch im eingeschlagenen Be-

rufsweg wider. «Passt mein Beruf wirklich zu mir; zu meinen Ansichten, meinem Glauben? Will ich meinem Glauben und Fähigkeiten so Ausdruck verleihen, dass es auch in der Berufswahl deutlich wird?»

Alle, die vor einer Neuorientierung im Berufsleben stehen, Interesse an einem kirchlichen Beruf haben und zwischen 18 und 45 Jahre alt sind, sind herzlich eingeladen, dieses Wochenende im Seminar St. Gallen-St. Georgen zu verbringen. Den Kurs leiten werden: Guido Scherrer, Regens des Bistums St. Gallen; Esther Rüthemann, Pastoralassistentin in Jona, und André Böhning, Pastoralassistent, DAJU-Fachstelle für kirchliche Jugendarbeit im Bistum St. Gallen. Kursbeginn ist am Samstag um 14 Uhr, Kursende am Sonntag um 16 Uhr.

Anmeldung/Kontakt/Informationen: André Böhning, DAJU, Webergasse 15, 9000 St. Gallen, Telefon 071 223 87 71, info@daju.ch

Autorin und Autoren dieser Nummer

Dr. *Marie-Louise Gubler*
Aabachstrasse 34, 6300 Zug
Pfr. Dr. *Hans Schaller* SJ
Holbeinstrasse 28, 4051 Basel
schaller.hans@rkk-bs.ch

Dr. *Bernd Ruhe*, Pfarreibeauftragter
Schulstrasse 6, 9402 Mörschwil
b.ruhe@bluewin.ch

Prof. Dr. *Rudolf Voderholzer*
Universitätsring 19, D-54296 Trier
voderholzer@uni-trier.de

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Mit Kipa-Woche (Redaktionelle Verantwortung: Katholische Internationale Presseagentur KIPA in Freiburg/Schweiz)

Redaktion

Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
Telefax 041 429 52 62
E-Mail skzredaktion@lzfachverlag.ch
Internet: <http://www.kath.ch/skz>

Redaktionsleiter

Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Redaktionskommission

Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
Abt Dr. *Berchtold Müller* OSB (Engelberg)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)

Herausgeberin

Deutscheschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission

Generalvikar Dr. *P. Roland-Bernhard Trauffer* OP (Solothurn)
Pfr. *Luizius Huber* (Kilchberg)
Pfr. Dr. *P. Victor Buner* SVD (Amden)

Verlag

LZ Fachverlag AG
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
E-Mail info@lzfachverlag.ch
Ein Unternehmen der **LZ medien**

Stellen-Inserate

Telefon 041 429 52 52
Telefax 041 429 53 67
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
Telefax 041 370 80 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 429 53 86
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 148.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Einzelnummer: Fr. 3.–
zuzüglich Versandkosten

Gesamtherstellung

Multicolor Print AG/Raebler Druck

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurück-gesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme:
Freitag der Vorwoche.

26/30. 6. 2005

AZA 6002 LUZERN



IN 40 SPRACHEN
WELTWEIT AM PULS DER ZEIT

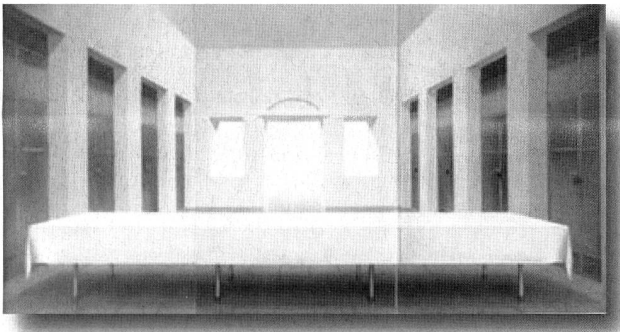
Gratisinserat

RADIO VATICAN

Deutsch: 16.00, 20.20 und 6.20 Uhr

Mittelwelle 1530 kHz
Kurzwellen 5880, 7250, 9645 kHz
www.radiovaticana.org

Werkwoche Liturgie



Leib Christi sein – feiern – werden

Ort und Gestalt
der Eucharistiefeier in der Pfarrei

3. – 5. Oktober 2005
Haus Bethanien, St. Niklausen OW

Informationen und Anmeldung:



Liturgisches Institut der deutschsprachigen Schweiz
Fon: 026 484 80 60, Fax: 026 484 80 69
Info@liturgie.ch www.liturgie.ch



Institut für Liturgiewissenschaft/Universität Freiburg
www.unifr.ch/liturgie

Und wie klingt es im Innern?



Der gute Ton ist nicht einfach eine Frage von neuen Mikrofonen oder Lautsprechersäulen. Akustik ist eine hochkomplexe Angelegenheit. Es geht um genaue Messungen, um daraus die richtigen Lösungsanforderungen abzuleiten.



Megatron nimmt Ihre Bedürfnisse beim Wort. Wir konzentrieren uns nicht auf Produkte, sondern auf Lösungen, die halten, was Sie sich davon versprechen. Dafür garantieren wir. Ihre volle Zufriedenheit ist unser erklärtes Ziel.



Megatron sorgt für alle technischen und baulichen Belange von A-Z, soweit möglich unter Einbezug des lokalen Gewerbes. Setzen Sie auf Qualität in Beratung und Dienstleistung.

Megatron Kirchenbeschallungen
Weil es darauf ankommt, wie es ankommt



MEGATRON

Megatron Kirchenbeschallungen

Megatron Veranstaltungstechnik AG
Obere Bahnhofstrasse 13, 5507 Mellingen
Telefon 056 491 33 09, Telefax 056 491 40 21
Mail: megatron@kirchenbeschallungen.ch
www.kirchenbeschallungen.ch